

Die Juraformation ca. 190-136 Millionen Jahre vor heute

Die Juraperiode ist der mittlere Abschnitt des Erdmittelalters (Mesozoikum). In ihr sind die sogenannten Juraschichten, die Juraformationen abgelagert worden. Zu dieser Zeit herrschten auf dem Land die Saurier. Neben Krokodilen und frühen Flugsaurieren entfalteteten vor allem die Dinosaurier eine gewaltige Formenfülle. Daneben lebten aber schon die ersten noch sehr primitiven Säugetiere.

In den Meeren der Juraperiode waren die Fische (Ichthyosaurier) und Paddellechsen (Plesiosaurus) reich entfaltet. Dazu kamen Meereskrokodile (Steneosaurus). Neben Haifischverwandten (Hybodus) und Schmelzschuppenfischen (Lepidotes, Dapedium, Ptycholepis, Parachygmos) erschienen auch die ersten kleinen Knochenfische (Trisops). Unter den Wirbellosen des Meeres fallen die mit den Tintenfischen verwandten Belemniten auf, sowie die ebenfalls zu den Kopffüßern gehörigen Ammoniten, die eine eingerollte Außenschale besitzen.

Gelegentlich findet man eine Nautilusschale. Unter den Muscheln fallen vor allem die dreieckigen schön verzierten Trigonien auf. Die Austern erleben im Jura ihre erste reiche Entfaltung. Die Seelilien (Pentagrinus und Seyrogrinus) gibt es nur noch in geringen Resten. Unter den Stachelhäutern gibt es die erste Entfaltung der modernen Seeigel und der Zehnfüßerkrebse. Wir sehen die reiche Entfaltung von Krebsen und Korallen vor allem im oberen (weißen) Jura.

Die Juraperiode löst eine Festlandsperiode ab. Jetzt wird das Geschehen durch weitere über die Festländer vordringende Meere bestimmt. Größere Teile von West- und Mitteleuropa waren von flachen Schelfmeeren überflutet. Erhalten gebliebene Zeugen dieser ausgedehnten Meeresüberflutungen ist die schwäbisch - fränkische Alb.

Die Zeit der großen jurazeitlichen Meeresüberflutungen war eine Zeit recht ausgeglichener, wohl etwas wärmerer Klimate als heute.

Die Juraformation wurde 1837 von Leopold von Buch in drei Abteilungen aufgegliedert: einen Unteren oder Schwarzen Jura (Lias), einen Mittleren oder Braunen Jura (Dogger) und einen Oberen oder Weißen Jura (Malm). Diese Benennung orientierte sich an den in den drei Schichten vorherrschenden Gesteinsfärbungen. Sein Schüler F. A. Quenstedt hatte diese drei Abteilungen nach dem wechselnden Fossilinhalt und der wechselnden Gesteinsausbildung in je sechs Unterabteilungen oder Stufen aufgeteilt. Diese bezeichnete er mit den Anfangsbuchstaben des griechischen Alphabetes Alpha - Gamma. Zum ersten Male in der Geschichte der Geologie wurde damit die stratigraphische Feingliederung einer bestimmten Formation geschaffen. Der Name Jura, wie auch Alb sind wahrscheinlich keltischen Ursprungs.

Die späte Altsteinzeit

ca. 10000-8000 v.Chr. (Paläolithikum)

Die ältesten Nachweise menschlicher Anwesenheit aus dem Gebiet des Kreises Esslingen stammen vom Ende der letzten Eiszeit, ca. 10000 v. Chr. Funde aus dieser Zeit sind außerordentlich selten. Die Jäger der späten Eiszeit machten in unserem Gebiet sicher nur für kurze Zeit an den einzelnen Stellen Rast. Bekannt sind bisher drei Fundstellen: Die Barnberghöhle bei Neuffen, das Käppele bei Dettingen und der Salzmanstein am Randecker Maar. Das Randecker Maar mit seinen zahlreichen Tränken war für die Jagd sicher besonders geeignet. Viele Fundstellen sind jedoch schon längst der Erosion (Abtragung durch Wasser, Eis und Wind) zum Opfer gefallen. Hierzu gehören sicher viele Höhlen am Albrand, deren vordere Teile heute fehlen.

Die Menschen der späten Altsteinzeit waren nomadisierende Jäger und Sammler, sie lebten in transportablen Zelten oder wohnten in Höhlen. Ihre Umwelt war zunächst noch tundrenartig, es gab aber schon vereinzelt Kieferbestände. Durch die Klimaverbesserung nach dem Ende der letzten Eiszeit beginnen sich die einzelnen Kieferbestände zu zusammenhängenden Waldgebieten auszudehnen.

Die Jagd verlagert sich von den nach Nordosten abziehenden Rentier - und Wildpferdherden auf die neu einwandernden Arten wie Reh, Elch und Rothirsch.

Die Mittelsteinzeit (Mesolithikum)

ca. 8000-4500 v. Chr.

Mittelsteinzeitliche Fundplätze und Fundstücke stehen in deutlich größerer Zahl zur Verfügung als solche der Altsteinzeit. An Fundplätzen kennen wir Höhlen und Felsschuttdächer (Abriß) sowie das Freiland. Da viele größere Höhlen bereits zugefüllt waren, suchte man in der Nach-eiszeit die kleineren Halbhöhlen und Felsschuttdächer auf. Sie liegen oft tief im Tal. Freiland-fundstellen liegen oft auf Kuppen und vorspringende Geländeerhebungen in der Nähe von Quellen und kleinen Bächen. Trockene Siedlungsplätze auf sandigem Untergrund werden be- vorzugt.

Mittelsteinzeitliche Steinwerkzeuge sind im allgemeinen sehr klein und zeigen oft eine rötliche Färbung. Diese rötliche Färbung entsteht durch Erhitzen in einem Sandbad unter einer Feuer- stelle (Tempern). Die Erhitzung verbessert die schlagtechnischen Eigenschaften des Feuer- steins. Die Steinwerkzeuge zeigen geometrische Formen wie Spitzen, Dreiecke, Vierecke und Kresse-segmente. Auf Holzschäften zu mehreren hintereinander gesetzt bilden sie Werkzeuge und Waffen (z.B. Harpunen).

Wie in der jüngeren Altsteinzeit basiert die mittelsteinzeitliche Ernährung auf der Jagd und dem Fischfang. Die Jagd mußte sich jetzt aber an den Wald und an die kleineren Herden anpassen. Die Jäger folgen immer noch den Tieren. Sie legen höchstens einmal saisonal bedingte Rast- plätze an. Gejagt werden Rothirsch, Reh und Wildschwein. Gesammelt wird vor allem die Ha- selnuß, die in der Mittelsteinzeit eine große Verbreitung erreicht. Nachgewiesen sind aber auch Wildgemüse wie Schildampfer und Bärlauch. Das Gebiet um Kirchheim liegt am Westende ei- ner großen Siedlungskammer, die Teile des Neckars, die Fils und die Rems umfaßt.

Die Jungsteinzeit (Neolithikum)

ca. 4500 - 2000 v. Chr.

Das 5. Jahrtausend vor Christus bringt für ganz Europa einen entscheidenden Wandel in der Lebensweise des Menschen. Das seit Jahrtausenden übliche jägerische Nomadentum wird zugunsten einer bäuerlichen Lebensweise aufgegeben. Dieser Umschwung, die „Neolithische Revolution“, war der Anfang einer stürmischen Entwicklung, die Grundlage unserer heutigen Zivilisation. Kennzeichnend sind die ersten ortsfesten Siedlungen, Pflanzenanbau und Viehhaltung. Zum Haustierbestand gehören: Rind, Schaf, Schwein und Ziege. Angebaut werden: Emmer, Einkorn, Gerste. Keramik wird entdeckt und zu einem wichtigen Bestandteil des Hausrates, ebenso geschliffene Steinbeile. Feuerstein ist nach wie vor im Gebrauch, vor allem als Pfeilspitzen, Bohrer und Messer.

Die bäuerliche Lebensweise wurde nicht in Europa entwickelt, sie stammt aus Vorderasien, aus dem Gebiet des Fruchtbaren Halbmondes. Sie erreichte uns wahrscheinlich donauaufwärts. In der hiesigen Gegend wurde vor allem der mittlere Neckarraum mit seinen fruchtbaren Lößflächen besiedelt. Damals bestanden hier Eichenmischwälder. In ihnen wurden Rodungen angelegt und die typischen Langhaussiedlungen gebaut. Die Häuser sind in der Ständerbauweise errichtet, bis zu 8m breit und maximal 40m lang. Die Siedlungen wurden zum Teil schon mit Palisadenzäunen befestigt. Sie gehören zur Kultur der „Bandkeramik“, benannt nach den typisch einfachen Töpfen mit gebänderten Mustern. Die Siedlungen liegen meist an einem Bach od. einer Quelle, die Anbauflächen unmittelbar in ihnen oder in der allernächsten Umgebung. Die Haustiere weiden auf nicht bebauten Flächen oder in dem umgebenden Wald. Damals begann bereits die Umwandlung der natürlichen Umwelt in eine Kulturlandschaft.

Das Gebiet des heutigen Kreis Esslingen war in der Jungsteinzeit dicht besiedelt. Siedlungsverdichtungen hat es vor allem im Bereich der fruchtbaren Lößgebiete auf der Filder gegeben, aber auch das Albvorland und die Alb waren besiedelt.

Die Toten werden üblicherweise in sogenannten „Hockergräbern“ mit Steinbeilen oder Tongefäßen beigesetzt. Man findet Tote aber auch einfach in Dorfgräben abgelegt. Kannibalismus scheint vorgekommen zu sein.

Ursus spelaeus sybillinus

Höhlenbär, sogenannter Sybillenbär

(Rekonstruktion)

Das Skelett dieses Höhlenbären wurde 1932 in der staatlichen Naturaliensammlung Stuttgart erstmals zusammengesetzt. Das Fundgut stammt aus der letzten ergiebigen Grabung eiszeitlicher Tiere, die der schwäbische Höhlenverein durchgeführt hat. Diese Grabung fand 1898 unter Pfarrer Gußmann in der Sybillenhöhle auf der Teck statt. In der Würmeiszeitlichen Kalkschuttlage wurden weit über 10000 Knochenreste gefunden, davon konnten 2150 bestimmt werden (G. Fraas). Die meisten Reste, ca. 95 % stammen von dem kleinwüchsigen Höhlenbären (*Ursus spelaeus*). Aus diesem Fundgut konnte dann ein vollständiges Exemplar zusammengesetzt werden.

Das inzwischen brüchig gewordene Skelett wurde 1984 im staatlichen Museum für Naturkunde Stuttgart neu montiert und nach neuesten Erkenntnissen restauriert.

Frühe Bronzezeit

ca. 2000-1600 v. Chr.

Schon die späten jungsteinzeitlichen Kulturen verwendeten immer wieder einmal Kupfer zur Herstellung von Schmuck oder Werkzeug (Beile und Dolche). Richtig setzt sich dieser Werkstoff aber erst um 2000 v. Chr. durch. Bald darauf wird er mit Zinn zu Bronze legiert, die gegossen werden kann. So findet man von jetzt Bronzearmspiralen, Schmucknadeln und Dolche als Grabbeigaben. Die Form der Bestattung ist immer noch der Jungsteinzeit ähnlich, Flachgräber mit sogenannten „HOCKERBESTATTUNGEN“.

Drei solcher Hockergräber wurden 1937 an der Straße von Kirchheim nach Ötlingen am damaligen Ortsrande von Kirchheim in 1,70 m Tiefe entdeckt. Die Skelette lagen auf der linken Seite in NO-SW Richtung, die Beine und die Arme angewinkelt, das Gesicht nach Südosten.

Der Tote aus Grab 1 trug am Unterarm ein Spiralarmband mit 5 1/2 Windungen. Im Beckenbereich, ursprünglich offenbar an einem Gürtel befestigt, lag eine 13,6 cm lange Klinge eines dreieckigen Bronzedolches mit Verzierung und vier noch erhaltenen Nieten von der Befestigung des Holzgriffes. Nach anthropologischer Bestimmung handelt es sich wahrscheinlich um einen Mann im Alter von ca. 30 Jahren, der etwa 1,85 groß war. Feststellbar ist außerdem noch ein verheilte Schlüsselbeinbruch sowie auffallend stark abgekaute Zähne.

Bei dem Toten aus Grab 2 lag als Beigabe eine Gewandnadel mit Scheibenkopf (heute verschollen), bei dem Toten aus Grab 3 wiederum die Klinge eines kleinen Bronzedolches mit vier Nieten. Der Schädel dieses Skeletts konnte noch weitgehend zusammengesetzt werden.

Funde aus der Bronzezeit sind im gesamten Gebiet des Kreises Esslingen bis heute selten.

Fünf Fundplätze sind bekannt, außer Kirchheim noch zwei bei Esslingen, einer bei Nürtingen und einer auf den Fildern.

Die Hallstattzeit

8. - 5. Jahrhundert v. Chr.

Die um 750 v. Chr. beginnende Kulturepoche wird Hallstattzeit genannt. Ihren Namen hat sie von einem großen Gräberfeld in Oberösterreich, das als eines der ersten dieser Zeit systematisch ausgegraben wurde. Charakteristisch sind für diese Zeit vor allem die zahlreichen Grabhügel und die Grabhügelfelder. In der Hallsteinzeit lebt die Sitte wieder auf, die Toten unter Hügeln zu bestatten.

Ein solches Grabhügelfeld liegt beiderseits der Straße am Burrenhof zwischen Grabenstetten und Hülben. Die Hügel sind durch den Ackerbau fast vollständig eingeebnet, 22 Hügel sind heute noch feststellbar.

Alle Hügel wurden bereits im vorigen Jahrhundert geöffnet und nahezu vollständig ausgeräumt. Sie enthielten zum Teil reiche Funde. Auch genauere Beobachtungen zum Aufbau der Gräber fehlen. Erhalten sind noch eine Anzahl Gewandspangen, Arm- und Fußringe, Nadeln, ein Ohring aus Goldblech, viel Keramik und einzelne Waffen.

Im Sommer 1983 fand eine erneute Ausgrabung statt, da die Luftbildarchäologie die starke Gefährdung der Hügelreste bestätigte. Die Hügel Nr. 8, 9 und 10 wurden untersucht. Es wurden im Hügel 8 und 10 insgesamt noch 4 Nachbestattungen, in Hügel 9 die Reste eines Scheiterhaufens, der von einem Kreisgraben mit 11 m Durchmesser umgeben war, den eigentlichen Hügel fuß umgab ein Steinkranz von 16 m Durchmesser.

Nach Ausweis der Funde wurde das Grabhügelfeld ca. 750 v. Chr. angelegt und bis ca. 500 v. Chr. benutzt. Die Nachbestattungen stammen aus dem 4. Jahrhundert v. Chr.

Der Heidengraben

Zwischen Grabenstetten, Erkenbrechtsweiler und Hülben liegt eine vorgeschichtliche Befestigungsanlage der "HEIDENGRABEN". Er gehört zu einer besonderen Gruppe vorgeschichtlicher Befestigungsanlagen, die als „Keltische Oppida" bezeichnet werden. Der Name „Oppidum" ist ein lateinischer Begriff, der mit Stadt übersetzt werden kann. Cäsar (58-51 v.Chr. Eroberung Galliens) bezeichnet so die großen befestigten Siedlungen Galliens.

Keltische Oppida fallen durch die ungewöhnlich große Dimensionen des befestigten Raumes auf. Die von Wall und Graben umgebene Fläche des Heidengrabens beträgt ca. 1662 ha, die der eigentlichen Siedlung - der „Elsachstadt"- ca. 153 ha. Das Oppidum Heidengraben ist flächenmäßig eine der größten Anlagen dieser Art überhaupt. Der Heidengraben besteht aus insgesamt vier Abschnittswällen und der ringartigen Befestigung der Elsachstadt. Die Abschnittswälle liegen zwischen Erkenbrechtsweiler und Hülben, am Burrenhof, nördlich von Erkenbrechtsweiler und südlich von Grabenstetten. Gemeinsam ist allen diesen Abschnittswällen, daß sie das Plateau der Alb an den verteidigungstechnisch günstigen Stellen absperren. Dies ist immer die engste Stelle zwischen zwei Seitentälern unmittelbar vor der Plateau. Die Zugänge zum Plateau an diesen Wällen sind in Form von Zangentoren angelegt, eine Neuerung im Festungsbau, die sehr wahrscheinlich aus dem Mittelmeerraum stammt. Auch die Elsachstadt war durch mindestens drei Zangentore gesichert. Zangentore geben sich durch eine innenliegende Torgasse zu erkennen. Sie erlaubt es, den Angreifer im Bereich des Tores auch von den Flanken her bekämpfen zu können.

An Funde ist aus dem Oppidiumsbereich bisher wenig bekannt geworden. Das bisher Gefundene datiert die Erbauung und Benutzung des Oppidiums in die Zeit vom Ende des 2. Jahrhunderts - Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. Wirtschaftliche Grundlage des Oppidiums war sehr wahrscheinlich die Eisenverhüttung.

Die Sibyllenspur

Zwischen Owen und Dettingen können in regelmäßigen Abständen im Sommer von höher gelegenen Standorten aus im Tal zwei parallel laufende dunkle Streifen beobachtet werden. Diese Streifen waren bereits in alter Zeit offenbar Anlaß für eine Sage: „Sibylle von der Teck soll hier ihre Wagenspuren hinterlassen haben, als sie endgültig das Land verließ“.

Ausgrabungen im September 1976 und Oktober 1982 haben gezeigt, daß es sich hier um eine Verteidigungsanlage aus römischer Zeit handelt. Die Befunde zeigen ein Grenzsystem, das aus einem doppeltem Graben mit dahinterliegender Holz-Erde-Mauer besteht. Etwa 30 m hinter den Gräben auf der östlichen Talseite wurde auf Luftbildern eine ca. 60 m x 60 m große Grabenanlage entdeckt. Die Ausgrabung hat gezeigt, daß es sich um ein kleines römisches Kastell handelt, das von einem Spitzgraben und einer Holz-Erde-Mauer umgeben war.

Nach Ausweis der Funde wurde die Sibyllenspur in der 2.Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. angelegt und im Laufe der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. wieder aufgelassen.

Die römische Villa bei Hepsisau

Im Jahre 1952 wurde bei Hepsisau in der Flur Weilerbach die vorspringende Ecke eines römischen Wohnhauses mit Keller von Studienrat Otto Lau Kirchheim und P. Stierle Neidlingen freigelegt.

Der Keller in der Südostecke des Wohngebäudes war 4,20 x 4,90 m groß. Seine Mauern waren noch bis zu 1,60 m Höhe erhalten, ebenso die Fugenausfüllungen, die rot bemalt waren. Bausteine war der Braunjura-Sandstein. Der Keller besaß mehrere Nischen 80 cm über dem Kellerboden, zwei Lichtschächte in der Süd- und Ostwand sowie eine Tür in der Westwand. Die Tür war 1,50 m breit, erhalten waren noch die Türgewände mit dem Anschlag.

Es kamen eine Menge Funde zutage. Darunter sind ein Säulenkapitel, wohl von der Säulenhalle an der Front des Hauses, Teile eines Kellertisches, der restauriert werden konnte, eiserne Beschläge von der starken Kellertüre, ein 68 cm langes Schwert, eine Schnellwaage sowie Bruchstücke von Sigillatagefäßen und von einfacher Keramik. Es wurden auch viele Reste von Dachziegeln gefunden. In der Umgebung des teilweise aufgedeckten Wohngebäudes stecken wahrscheinlich noch weitere zum Gehöft gehörige Bauten, wie Ställe, Scheuern und ein Bad.

Hepsisau. Römische Schnellwaage, Eisen

1952 wurde im Keller der römischen Villa von Hepsisau eine Laufgewichtwaage geborgen. Die in der Mitte durchgerostete Waage hatte drei Aufhängungen und damit Wägebereiche.

Der erste Wägebereich reicht von 0 - 9 Pfund (1 röm. Pfund = 327,45 g). Die einzelnen Pfundabschnitte sind in 12 Teile geteilt, eine Unikalteilung. Die Fünfpfundmarke ist durch ein V gekennzeichnet.

Der zweite Wägebereich reicht von 9 - 29 Pfund. Die Pfundabschnitte sind durch Punkte in halbe Pfunde geteilt. Fünf- und Zehnpfundmarken sind jeweils mit V und X gekennzeichnet.

Der dritte Wägebereich reicht von 25 bis 78 Pfund. Er überschneidet sich also mit dem zweiten Bereich. Die Pfunde sind durch Punkte Fünf- und Zehnpfundmarken jeweils wieder durch V und X gekennzeichnet. Das nicht erhaltene Laufgewicht läßt sich ziemlich genau auf 1100 bis 1200 g berechnen. Es entspricht damit exakt den Laufgewichten, die auch noch im 19. Jahrhundert verwendet wurden.

Bronze - Militär - Diplom

Das allseitig gebrochene Fragment, das von der ersten Tafel des Diploms stammt, mißt in der Höhe 4,8 cm, in der Breite 3,1 cm, ist etwa 0,8 cm dick und wiegt 8,5 g. Die Schrift ist auf der Außenseite sorgfältig, auf der Innenseite wie üblich flüchtiger, aber auch hier ohne Schwierigkeiten zu lesen. Der Schriftduktus ist überall der gleiche, auch in der Zeile mit dem Datum, die auf anderen Diplomen mitunter nachträglich eingraviert ist.

Der erhaltene Teil der Außenseite lautet ergänzt:

[et III Brac(ar)aug(ustanorum)et] !!! [Thr(acum) vet(erana) et
III Thr(acum) c(ivium) R(omanorum) et III ' Brit(anorum) et
IV Ga]llor(um) e[t V Brac(ar)aug(ustanorum) et VI Lu'sit(anorum)
et VIII Ba]tav(orum) (milliaria) et s[unt in Raet(ia) ' sub Ulpio
Vi]ctore pro[c(uratore), quinq(ue) et " vigint(i) sti]pend(iis)
eme[rit(is) dimiss(is) ' honest(a) mi]ssion(e). quo[r(um) (nomin(a)
sub ' script(a) sunt,] civit(atem) Roma[n(am), qui eor(um)non '
haber(ent), ded(it)] et conub(ium) cum [uxorib(us), quas ' tunc
habui]s(sent), cum est civit[as] is data, aut ' cum is, quas]
post(ea) dux(issent) dum [taxat sin ' gulis. A(nte) d(iem)--]I
k(al.)--- '[Ga]llo, C. Catio M[arcello cos.]

Auf der Innenseite war der Text der kaiserlichen Konstitution verkürzt, ohne die Aufzählung der einzelnen Truppenkörper, wiedergegeben, wie das auf den Militärdiplomen um die Mitte des 2. Jahrhunderts nicht selten vorkommt. Der erhaltene Teil der Innenseite lautet ergänzt:

[eq(uitibus) et ped(itibus), qui mil(itavernut) i]n al(is) IV
et [coh(ortibus) ' XIV et s]unt in Raet(ia) su [b Ulpio ' Victore
proc(uratore), XX]V stip(endiiis) eme(ritis) d[im(issis) hon(esta) '
mis(sione), quor(un) nom(ina) s]ubscr(ipta) sun[t, civ(itatem)
Rom(anam), " qui eor(um) non hab(erent), ded(it)] etc.

Als Datum der Urkunde ergibt sich aus der Konsulatsangabe in Zeile 12 der Außenseite die letzte konsularische Amtsperiode des Jahres 153 n. Chr., die vermutlich am 1. Oktober begann.

Schema einer Hypokaustanlage

- 1 Feuerungsraum
- 2 Heizkanal
- 3 Hypokaustpfeiler
- 4 Bodenplatten
- 5 Fußboden
- 6 Wandheizungsziegel

Schaubild

Die römische Villa bei Owen

Ca. 1,5 km südwestlich vom Ort wurde im April 1956 von den beiden Lehrern Lau und Locher eine Ecke vom Hauptgebäude des römischen Gutshofes ausgegraben. Es war die Nordwestecke mit einem beheizbaren (hypokaustierten) Raum im Westteil und einem Keller im Ostteil. Die Hypokaustpfeiler bestanden aus Kalktuff, das Mauerwerk aus Kalksteinen. Die Pfeiler waren zum Teil mit Sandsteinplatten abgedeckt, auf denen ein 10 cm starker Estrich lag. Zwischen den Pfeilern wurde ein Depot von 10 gut erhaltenen römischen Gefäßen gefunden, im Keller eine Anzahl Eisen- und Bronzeteile. Im Schutt des Baggergrabens wurden viele Teile eines Viergöttersteines entdeckt, von dem noch eine Partie mit dem Gott Silvanus zusammengesetzt werden konnte.

Das Gräberfeld im Rauner

[Lageplan]

Das bedeutendste Gräberfeld Kirchheims liegt ca. 600 m südöstlich der Altstadtmitte in der Flur "Rauner". Die ersten Gräber wurden bereits 1887 beim Bau des Farrenstalles gefunden. 1897 wurden weitere Gräber beim Bau der Pumpstation entdeckt. 1898 und 1908 kamen 41 Gräber hinzu, die bei Neubauten entdeckt wurden. 1928/29 bargen O. Lau und W. Wille 90 Gräber, deren Funde ins damalige Heimatmuseum kamen. Sie sind heute noch größtenteils vorhanden. 1932 und 1937 kamen weitere Gräber beim Verlegen von Wasserleitungen zum Vorschein, ebenso 1950, 1952, 1957 und 1958. Bis dahin waren 137 Gräber geborgen und ins Museum gelangt. Da es sich hier meistens um Notbergungen handelte, gibt es keine genauen Aufzeichnungen über diese Gräber. Es ist lediglich bekannt, welche Gegenstände zu dem jeweiligen Grab gehörten.

1970 konnte dann erstmals eine systematische Grabung durchgeführt werden. Es wurden 177 Gräber entdeckt, die sorgfältig geborgen und dokumentiert wurden. Damit ist erstmals eine wissenschaftliche Auswertung möglich. Die bisherigen Ergebnisse haben gezeigt, daß es sich hier um ein bedeutendes Gräberfeld handelt. Eine Aufarbeitung der gesamten Funde steht noch aus.

Insgesamt wurden im Rauner bisher 314 Gräber gezählt, ihr Gesamtzahl wird aber auf annähernd tausend Gräber geschätzt. Datierung: 2.Hälfte 5. Jahrhundert bis um 700 n. Chr.

Die archäologische Ausgrabung am Beispiel eines Gräberfeldes

Ziel einer jeden archäologischen Ausgrabung ist das Erfassen und dokumentieren von Befunden, nicht das Bergen mehr oder weniger wertvoller Fundstücke. Unter einem BEFUND versteht der Archäologe alle während der Ausgrabung gemachten Beobachtungen. Dazu gehört primär das Feststellen der genauen Lage der Fundstücke sowie die Dokumentation der in unmittelbarer Nähe erkennbaren Bodenveränderungen. Ohne diesen beiden Kenntnisse ist eine spätere Interpretation des Vorgefundenen nahezu unmöglich.

Zu jedem Grab gehört notwendigerweise eine Grabgrube. Diese kann bei einer Ausgrabung als erstes festgestellt werden, denn jede Grube stellt eine Störung des gewachsenen Bodenverbandes dar. Diese Störung kann durch eine veränderte Bodenzusammensetzung und Bodenfarbe mehr oder weniger deutlich festgestellt werden (Tafel 1). Um diese Veränderung optimal erkennen zu können, wird eine ebene Fläche (Planum) angelegt und gesäubert (geputzt). Diese Fläche wird anschließend fotografiert und gezeichnet. Dieser Vorgang muß auf verschiedenen Niveaus solange wiederholt werden, bis ein genaues Bild der Grube entsteht (Tafel 2). Zusätzlich werden an geeigneten Stellen senkrechte Wände (Profile oder Schnitte) angelegt, die ein genaues Bild von der Schichtenfolge vermitteln. Die Fundstücke müssen an der Fundstelle fotografiert und gezeichnet sowie eingemessen werden (Tafel 3, 4). Einmessen bedeutet hier das Festhalten von drei Meßwerten, zwei für die Fläche und einen für die relative Höhe. Diese Höhe wird mit dem Nivelliergerät und der Meßplatte festgelegt (Tafel 5).

Danach kann das Fundstück geborgen werden. Das Fundstück wird mit einem Fundzettel versehen und abtransportiert. In der Werkstatt erfolgt dann die Inventarisierung und gegebenenfalls Restaurierung der Funde. Die wissenschaftliche Auswertung schließt letztlich den gesamten Vorgang ab.

Die Reihengräber der Merowingerzeit

spätes 5.Jh. - frühes 8.Jh. n.Chr.

Im 5. Jh. beginnt eine Bestattungssitte, die allgemein als Reihengräberfriedhof bezeichnet wird. Leichenverbrennung ist jetzt nicht mehr üblich, die Toten werden in geordneten Reihen in Särgen beigesetzt. Die Gräber sind West- Ost ausgerichtet mit dem Kopf im Westen. Diese Ausrichtung hat sich seit dem späten 4. Jh. durchgesetzt. Die Grabgrube war nicht größer als es der Sarg erforderte. Grabbeigaben, die im Sarg keinen Platz fanden, wurden neben oder über dem Sarg deponiert. Die Tiefe der Grabgrube liegt zwischen 40 cm und mehr als 2 m. Man kann beobachten, daß reicher ausgestattete Tote in tieferen Grabgruben liegen.

Gegen Ende des 5 Jh. werden wohlhabende Personen nicht nur in einer tiefen, sonder auch in einer sehr breiten Grabgrube beigesetzt. Der Sarg mit dem Leichnam steht immer in der Nordhälfte der Grabkammer, im Südteil liegen Beigaben.

Im 7. Jh. treten verstärkt Familiengrüfte auf. Archäologisch ist dies durch gemauerte Steinkammern oder durch Steinplattengräber faßbar. Oft sind diese Grüfte mehrfach belegt worden.

Während der Reihengräberzeit wurde dem Verstorbenen das mit ins Grab gegeben, was zum Erhalt seiner rechtlichen und bildlichen Persönlichkeit notwendig war. Beim Mann war es in der Regel die Tracht, der Gürtel und die Waffen, z.T. auch das Gefolge und das Pferd. Zur Frau gehörte die Tracht, der Schmuck und gelegentlich auch kleinere Geräte.

Grabanlagen der Merowingerzeit liegen in der Regel ortsforn, oft sogar außerhalb des Ackerlandes. Entfernungen von 600 m zu Siedlungen sind anfangs üblich, später auch weniger.

Das Ende der Beigabensitte wird bereits in der Mitte des 7. Jh. faßbar. Zunächst werden einzelne Teile der sonst üblichen Grabausstattungen nicht mitgegeben bis schließlich die Beigabensitte im 8. Jh. ganz erlischt.

Kirchheim unter Teck in der Merowingerzeit

Aus der Merowingerzeit sind im unmittelbaren Stadtbereich von Kirchheim sechs Friedhöfe bekannt geworden. Der bedeutendste dieser Friedhöfe liegt ca. 600 Meter südöstlich der Altstadtmitte im Rauner. Dieses Gräberfeld, das ursprünglich wohl an die tausend Bestattungen enthalten hat, bezeugt für die zugehörige Siedlung Kirchheim eine zentralörtliche Bedeutung. Die Belegung des Friedhofs beginnt spätestens in der zweiten Hälfte des 5. Jh. und dauert bis ins 8. Jh. hinein. Spätestens seit der Hälfte des 6. Jh. waren in Kirchheim Personen mit überdurchschnittlichem Wohlstand ansässig, sie geben sich seit etwas 600 als Christen zu erkennen.

Nordwestlich der Altstadt, jenseits der Lauter im Bereich der Paradiesstraße, liegt ein Gräberfeld, das zu einer untergegangenen Siedlung gehört(2). Es ist mindestens seit der zweiten Hälfte des 6. Jh. belegt und zeigt zu Beginn des 7. Jh. zum Teil reiche Beigaben.

Ebenfalls zu einer untergegangenen Siedlung gehört ein Gräberfeld 500 m nordöstlich des Stadtzentrums jenseits der Lindach im Bereich der Cristophstraße(3). Bekanntgeworden sind bisher nur wenige Gräber aus der Mitte und der zweiten Hälfte des 7. Jh.

Die Grabliege einer überdurchschnittlich reichen Familie befand sich in einem Vorgängerbau der Stadtpfarrkirche St.Martin(6). Gefunden wurde bisher ein Männer- und ein Frauengrab aus der ersten Hälfte des 7. Jh..

Weitere Gräber wurden im Stadtzentrum 50 m östlich des Rathauses bei der Adlerapotheke gefunden(4), Ende des 7. Jh. sowie außerhalb des mittelalterlichen Stadtkerns im Bereich der Jesingerstraße(5) um 700.

(Die Nummern beziehen sich auf die Karte daneben)

Kirchheim unter Teck

Martinskirche

Grab 1

Beim Ausschachten der Kanäle für die neue Heißluftheizung stieß man 1963 in der Martinskirche auf die Baureste von Vorgängerbauten sowie auf Gräber. Neben neuzeitlichen und mittelalterlichen Gräbern wurden auch drei Alamannengräber aus der Merowingerzeit gefunden:

Grab 1 bestand aus einer Grabkammer von 2 m Länge, 0,72 m Breite und 0,9 m Höhe. Diese Maße wurden auch bei der Rekonstruktion verwendet. Die Seitenwände waren aus Bruchsteinen gemauert, der Innenraum mit Kalkmörtel verputzt. Der Boden der Grabkammer bestand aus Steinen und Lehm. Sie war mit 50 mal 90 cm großen Platten aus grob zugerichtetem Angulatensandstein abgedeckt. In der Steinkammer stand ein Holzsarg, heute nicht mehr erhalten. Die Ecken des Sarges waren mit rechtwinkligen Beschlägen verstärkt. Solche eisernen Sargbeschläge sind in Südwestdeutschland sehr selten, sie wurden offenbar nur für die Särge begüterter Personen verwendet.

Bei dem Toten handelt es sich um einen ca. 40 bis 50 Jahre alten Mann, dessen Schädel eine auffallende Verletzung aufweist. Die Ursache dieser Verletzung ist ein scharfer Schwerthieb von vorne oben. Die Auswirkungen: Eröffnung der Schädeldecke und der Hirnhäute, freiliegendes Gehirn, eine offene Schädelhirnverletzung. Am Knochen ist eine beginnende Ausheilung der Verletzung zu beobachten. Der Tod trat vermutlich nach einigen Wochen durch eine Infektion des Gehirns und der Hirnhäute ein. Die Bestattung erfolgte in der ersten Hälfte des 7. Jh., wahrscheinlich um 630/640 n.Chr. Auffallend an den Grabbeigaben ist die ungewöhnlich qualitätvolle Tierornamentik der verschiedenen Bronzebeschläge des Spathagurtes. Neben verschiedenen stark stilisierten ein- und zweiköpfigen Tieren, kann eine menschliche Maske sowie Flechtbandornamentik beobachtet werden.

Grab 2 und 3 waren bereits in alter Zeit beraubt worden. Grab 2, ein Steinkammergrab von 0,8 m Breite, enthielt keine Beigaben mehr. Grab 3 enthielt neben eisernen Sargbeschlägen noch das Bruchstück einer Zierscheibe aus Bronze, eine Eisenschnalle sowie Scherben eines Glasgefäßes. Es war das Grab einer begüterten Frau, vielleicht der Gattin des Toten aus Grab 1. Es handelt sich hier um die Familiengrabstätte einer überdurchschnittlich reichen Familie. Ob es sich bei dem Toten vielleicht auch um den Stifter der ersten Kirche in Kirchheim handelt, werden nur zukünftige Forschungen zeigen können.

[Karte von Fundstätten]

Goldblattkreuze

Die Sitte Goldblattkreuze als Zeichen des Christentums zu verwenden übernahmen die Alamannen von den Langobarden aus Italien. Die Verbreitungskarte der Goldblattkreuze weist auf diesen Zusammenhang hin.

Goldblattkreuze sind die ersten sicheren Zeichen für den Beginn des Christentums bei den Alamannen. Sie wurden bisher ausschließlich in Gräbern gefunden. Dort liegen sie meist im Bereich des Kopfes, manchmal sogar auf dem Mund des Toten. Wahrscheinlich waren sie auf einem Gewebe - einem Schleier - aufgenäht, der über dem Kopf des Toten lag. Goldblattkreuze sind nördlich der Alpen bis auf wenige Ausnahmen nur im alamannischen Kernsiedlungsgebiet (Donau/ Neckarraum) gefunden worden. Die frühesten stammen aus der Zeit um 600 n. Chr. Die besitzende Oberschicht hat wohl zuerst das Christentum übernommen.

Kirchheim unter Teck

Raunergrab 85

gefunden 1970

Aus der Merowingerzeit sind im unmittelbaren Stadtbereich von Kirchheim sechs Friedhöfe bekannt geworden. Der bedeutendste dieser Friedhöfe liegt ca. 600 Meter südöstlich der Altstadtmitte im Rauner. Dieses Gräberfeld, das ursprünglich wohl an die tausend Bestattungen enthalten hat, bezeugt für die zugehörige Siedlung Kirchheim eine zentralörtliche Bedeutung. Die Belegung des Friedhofs beginnt spätestens in der zweiten Hälfte des 5. Jh. und dauert bis ins 8. Jh. hinein. Spätestens seit der Hälfte des 6. Jh. waren in Kirchheim Personen mit überdurchschnittlichem Wohlstand ansässig, sie geben sich seit etwas 600 als Christen zu erkennen.

Nordwestlich der Altstadt, jenseits der Lauter im Bereich der Paradiesstraße, liegt ein Gräberfeld, das zu einer untergegangenen Siedlung gehört(2). Es ist mindestens seit der zweiten Hälfte des 6. Jh. belegt und zeigt zu Beginn des 7. Jh. zum Teil reiche Beigaben.

Ebenfalls zu einer untergegangenen Siedlung gehört ein Gräberfeld 500 m nordöstlich des Stadtzentrums jenseits der Lindach im Bereich der Christophsstraße(3). Bekanntgeworden sind bisher nur wenige Gräber aus der Mitte und der zweiten Hälfte des 7. Jh.

Die Grabliege einer überdurchschnittlich reichen Familie befand sich in einem Vorgängerbau der Stadtpfarrkirche St. Martin(6). Gefunden wurde bisher ein Männer- und ein Frauengrab aus der ersten Hälfte des 7. Jh..

Weitere Gräber wurden im Stadtzentrum 50 m östlich des Rathauses bei der Adlerapotheke gefunden(4), Ende des 7. Jh. sowie außerhalb des mittelalterlichen Stadtkerns im Bereich der Jesingerstraße(5) um 700.

(Die Nummern beziehen sich auf die Karte daneben)

Kleidung, Schmuck und Geräte der Frau

Informationen über Kleidung und Schmuck der Alammanin können nur aus Gräberfunden gewonnen werden. Die Verstorbene wurde mit ihrer ganzen Tracht beigesetzt, so wie sie diese wohl an Festtagen getragen hat. Besonderes Merkmal dieser Trachten sind die Fibeln (Gewandspange oder Brosche). Im 5. und 6. Jh. n. Chr. wurden größere und kleinere Fibelpaare, später nur noch einzelne Fibeln zum Verschließen des Gewandes benutzt. Die kleineren Fibeln werden meist im Brustbereich gefunden, sie dienten zum Verschluss eines blusenartigen Oberteils. Die größeren Fibeln, sog. Bügelfibeln, liegen meist in der Beckengegend. Sie wurden wahrscheinlich zum Verschluss eines geteilten Rockes verwendet. Zur Tracht gehörten außerdem Haarnadeln, Ohrringe, Halsketten und Fingerringe. Am Gürtel hingen Anhänger aus Glas, Bernstein und Bergkristall, Zierscheiben aus Bronze, Schlüssel und einfache Bronzeringe. Kleine Messer, Scheren und Käämme werden des öfteren in Gürtelnähe zusammenliegend gefunden. Sie hingen wahrscheinlich in einem Beutel am Gürtel. Beliebte waren auch Gegenstände aus vergangenen Epochen (z.B. römische Münzen, keltisches Glas). Diese Gegenstände wurden als Amulette getragen. Die Beinbekleidung muß man sich als Strumpftuch, als gamaschenartige Binden oder auch als eine Art von Leinenstrümpfen vorstellen. Sie wurden durch kreuzweise verschnürte Riemen gehalten. Da die organischen Teile im Boden vergehen, findet man nur noch die Bronze- bzw. Eisenteile dieser Garnituren (Schnallen, Riemenzungen, Beschläge von den Riemenkreuzungen). Die Schuhe waren ganz aus Leder gearbeitet und meist mit einfachen Riemen zusammengebunden. Zum Teil wurden auch hier Schnallen und Riemenzungen verwendet.

Grabbeigaben sind außerdem Gefäße aus Ton oder Glas. In ihnen wurden Speisen und Getränke für den Weg ins Jenseits mitgegeben. Häufig werden in den Gräbern auch Spinnwirtel gefunden.

Datierung der Fundstücke: ca. 500 - 700 n. Chr.

Tracht und Bewaffnung des Mannes

Dem Verstorbenen wurden jene Dinge mit ins Grab gegeben, von denen man glaubte, daß sie für ein standesgemäßes Weiterleben nach dem Tode nötig waren. Beim Mann sind dies vor allem die Waffen: Zur Waffenausrüstung eines alamannischen Grabes gehören schon seit frühester Zeit die Spatha (zweischneidiges Langschwert) sowie Schild und Lanze. Die Spatha war sowohl Stich- als auch Hiebwaffe. Der alamannische Schild war sehr wahrscheinlich farbig bemalt, wie Bildzeugnisse belegen. Erhalten hat sich aber keiner im Original. Andere frühere Gräber enthalten Streitaxt, Pfeil und Bogen. Vom 6. Jh. an gehört zur Ausstattung neben der Spatha auch der Sax, ein einschneidiges kurzes Hiebschwert. Verwendet wurde außerdem noch der Ango eine Wurflanze. Um die Wende vom 6. zum 7. Jh. wird dem Krieger auch das Reitzubehör mit ins Grab gegeben, vor allem die Metallsporen. Sie kommen stets in der Einzahl vor, sind bandförmig, bestehen aus Eisen oder aus Bronze und sind mittels einer eigenen Lederriemengarnitur am linken Schuh befestigt. Eisensporen waren weit verbreitet. Sie gehörten nicht zur Grabausstattung des wohlhabenden Alamannen. Gegen Ende des 7. Jh. treten Sporen dann erstmalig wieder in den Gräbern paarig auf. Neben den Schwerbewaffneten mit allen Waffen gibt es auch den einfachen Krieger, der nur mit Sax, Lanze, Pfeil und Bogen bestattet wurde. Es können aber auch nur einzelne der genannten Waffen mit ins Grab gegeben worden sein. Helme sind bei den Alamannen, wie bei fast allen Germanen, so gut wie unbekannt. Der Alamanne kämpfte barhäuptig. Er trug wahrscheinlich Bundhose, Hemd und einen darüberfallenden Kittel. Diese Rekonstruktion erlauben an Metallgegenständen angerostete Textilreste, einige gelegentlich erhaltene Stoffreste sowie das Wissen um die genaue Lage der Metallgegenstände im Grab. Das Schuhwerk war ganz aus Leder und ohne Verstärkung der Metallteile. Datierung der Fundstücke: 500 - 650 n.Chr.

Pressblech - Technik

In Pressblechtechnik wurden fast ausschließlich Edelmetall - Schmuck und die sogenannte Brakteaten hergestellt. Diese Technik erlaubt eine schnelle und vor allem metallsparende Fertigung plastischen Schmucks. Die Serienfertigung kommt bei der Herstellung von Brakteaten noch als wesentlicher Vorteil hinzu.

Positiver Model

Der Model dürfte meistens aus Bronzeguß bestanden haben, aber auch Stein oder Holz sind mit Einschränkung geeignet. Auf die Oberseite des Models wird das zu pressende, oft nur 1/10 mm starke Edelmetalle gelegt. Darüber kommt eine Auflage aus plastisch verformbarem Material, meist Blei, aber auch Wachs und Leder.

[Skizze mit Erklärung]

Guß im Wachsausschmelzverfahren

In der Merowingerzeit (6.-8. Jhd. n. Chr.) wurden die Bügelfibeln mit Kerbschnittdekor wahrscheinlich im sogenannten Wachsausschmelzverfahren hergestellt. Von den in und um Kirchheim gefundenen Fibeln befinden sich zwei Nachgüsse hier im Museum(siehe Vitrine Handwerkerprodukte und frühes Christentum).

[Es folgen Skizzen mit Erklärungen der Vorgänge]

Tauschierung

Eine Tauschierung ist eine Einlegearbeit ("Intarsie") in Metall.

Das Grundmaterial ist meistens Eisen, die Einlagen Silber, Messing, Kupfer und Gold. Es soll ein farbiges Dekor erreicht werden.

Im siebten und beginnenden achten Jahrhundert n. Chr. erreicht diese Technik ein Hochblüte.

Erklärung zur Skizze:

Mit Stichel und Meißel wird in das Eisen eine Vertiefung eingeschnitten.

Silberdraht wird in die Vertiefung eingehämmert.

Die Oberfläche wird plangeschliffen, bis das Silber mit dem Eisen ein Niveau bildet.

Tauschierung im Schnitt.

Wirtschaftsweise und Handwerk

Die Wirtschaftsform der Alamannen war bäuerlich. ACKERBAU und VIEHZUCHT waren die wichtigsten Quellen des Lebensunterhaltes. Daneben stand ein SPEZIALIERTES HANDWERK. Dieses produzierte Schmuck, Waffen, Wirtschafts- und Haushaltsgeräte. Das Handwerk war teils standortgebunden, teils Wanderhandwerk. In der letzten Form verband es sich mit dem Handel.

Eine besondere Bedeutung hatte das SCHMIEDEHANDWERK. Wichtig war allem der Waffenschmied. Das „Damaszieren“ stand in hoher Blüte. Damaszieren nennt man das Zusammenschmieden von Eisen- und Stahlstreifen in mehrere Lagen. Es dient vor allem der Verbesserung der Elastizität und der Schärfe der Waffe. Die Art der Damaszierung kann nur durch ein Röntgenphoto festgestellt werden.

Die angesehensten Handwerker waren die GOLD- und SILBERSCHMIEDE. Bekannt ist der Bischof und Goldschmied Elegius (geb. um 558, gest. 660 n.Chr.). Er ist der Schutzheilige der Goldschmiede. Die Gold- und Silberschmiede haben auch die im 7. und 8. Jh. so beliebten „Tauschierungen“ angefertigt.

Wichtige Techniken waren ferner das Gießen im Wachsausschmelzverfahren und die Pressblechtechnik. Weiter gab es die Feuervergoldung, das Löten mit Kupfer, das Nieren und das Granulieren.

Auch das HOLZHANDWERK war hochentwickelt. Viele Gegenstände für das tägliche Leben wurden aus Holz hergestellt, so zum Beispiel Möbel und Gefäße. Aus dem Gräberfeld von Oberflacht kennen wir Betten, Truhen, Tische, Stühle, Hocker und Schemel. An Eßgeschirr gab es Schalen, gedrechselte und geböttcherte Becher, Feldflaschen und Tragfäßchen. Neben den Drechslern und Böttchern gab es sicher auch Zimmerleute(s.nebenstehende Hochvitrine).

SPINNEN und WEBEN waren Arbeiten, die von Frauen durchgeführt wurden. Aus dem Woll- und Flachsvlies wurde der Faden gesponnen und auf die Spindel aufgewickelt. Der Spinnwirtel diente dabei als Schwungrad. Zum Weben war der senkrechte Gewichtswebstuhl üblich. Die Kettfäden wurden durch Webgewichte straffgezogen, die Fächer durch Schrägstellung des Webstuhles gebildet. Bei den Alamannen läßt sich eine Vorliebe für gemustertes Tuch feststellen, die Bindungen reichen von einfachen Leinenbindungen bis hin zu komplizierten Körperbindungen. In Kirchheim sind, wie überall, nur geringe Reste von Geweben gefunden worden. Diese sind in den meisten Fällen auf Eisen festgerostet.

Kirchheim unter Teck

Rauner - Grab 47

[Skizze]

Die ganze Messerschneide ist von einem Band umwickelt, offenbar die Reste der Messerscheide. Eine Webkante des Bandes konnte bestimmt werden. Es handelt sich um eine schmale Kante in Brettchentechnik. Sie besteht aus Garn in Z-Drehung. An dieser Kante schließt ein Gewebe in Leinenbindung an. In der Webrichtung parallel zur Kante hat das Garn durchweg S-Drehung. Der Durchmesser des Garns beträgt 0,4 mm, die Dichte des Gewebes 20 Fäden auf 1 cm. In der Webrichtung parallel zur Kante wechseln immer drei Fäden in S-Drehung mit drei solchen in Z-Drehung. Der Durchmesser dieses Garns beträgt 0,5 mm, die Dichte 14 Fäden auf 1 cm. Die Breite des Bandes konnte nicht bestimmt werden, ebenso blieb unklar, ob auch die andere Kante Brettchenweberei zeigt. Die Art des Rohmaterials konnte nicht bestimmt werden - Flachs oder Wolle ? -, da das Gewebe stark durch Rost getränkt ist. Außer dem Band, das wahrscheinlich eine Breite von 2 cm besaß, waren noch einige schwach in S-Drehung sortierte Zwirnsfäden um das Messer geschlungen. Der Durchmesser dieser Fäden beträgt ca. 1 mm.

Das Messer stammt aus einem Männergrab. Weitere Grabbeigaben waren u. a. eine Spatha, ein Sax und eine Eisenlanzenspitze.

Haarbilder

Menschliches Haar wurde vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis ins 20. Jahrhundert hinein zu Bildern und Schmuck verarbeitet. Das 19. Jahrhundert stellt die Blütezeit dieser Haarbeiten dar. In ländlichen Gebieten Württembergs wurde es ab 1860 / 70 üblich, Erinnerungsbilder für verstorbene Familienangehörige anzufertigen und in der Wohnung aufzuhängen. Aber auch zu festlichen Anlässen, wie Hochzeit wurden solche Haarbeiten gefertigt.

Die Tradition des Aufbewahrens und der Verarbeitung menschlichen Haares wurzelt in der Bedeutung des Haares als „Pars Pro Toto“ als ein Teil des Menschen, der die ganze Person vertreten kann und er gleichsam unsterblich ist. Ein Teil eines geliebten Menschen bei sich zu haben ist wohl das stärkste Motiv dafür Haare als Trauerschmuck zu verwenden, ebenso aber auch für Liebesgeschenke. Das Haar galt früher als Sitz der Lebenskraft, ja sogar der Seele. Man glaubte mit dem Besitz der Haarlocke eines Menschen sogleich auch Macht über ihn zu haben, im Guten, wie im Bösen.

Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse unter besonderer Berücksichtigung der Schwäbischen Alb

Die landwirtschaftliche Produktion der Schwäbischen Alb hat in den letzten 250 Jahren einen starken **Aufschwung** genommen. Der Stand des württembergischen Unter- und Oberlandes jedoch konnte bis heute nicht erreicht werden. Die Ungunst des Klimas und des Bodens wird immer ein Nachteil bleiben. Der Albbauer hat trotz allen Fortschritts bei seinem kapitalschwachen Betrieb nur ein bescheidenes Auskommen, auch wenn es besser als früher ist; denn um 1700/1750 waren Mißjahre nicht selten und das Brotgetreide reichte für die kinderreichen Familien nie aus.

Die Besserung des **Einkommens** ist zum einen auf die Einführung des Klee- und Kartoffelanbaus Mitte bis Ende des 18. Jahrhunderts zurückzuführen. Zum anderen war der Wandel beim Düngen von entscheidender Bedeutung. Um 1700 war der in geringen Mengen anfallende Stallmist sowie etwas Schafmist der einzige Dünger. Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Anwendung von Kunstdünger bekannt. Die Böden mit einer relativ geringen natürlichen Fruchtbarkeit brachten dadurch höhere und vor allem sichere Erträge. Um 1750 konnte man in einer Gemeinde der mittleren Alb alle Hafergarben von einem gut 4 Hektar großen Acker auf nur einen Wagen laden. Heute erntet man dort die zwanzig - bis dreißigfache Menge.

Infolge unterschiedlichen **Erbrechts** sind in Württemberg prinzipiell zwei Arten von Flurformen vorhanden. In Realteilungsgebiete (hier erfolgt die Aufteilung des Besitzes auf alle Nachkommen), vor allem auf der Münsinger Alb und der Südwestalb sowie im Neckarbecken und in allen Weinbaugebieten, liegt der durch eine kleinteilige Streifenflur charakterisierte kleinbäuerliche Besitz auf der ganzen Gemarkung verstreut. In Anerbengebieten (hier übernimmt der Erst- oder Letztgeborene den Hof ganz), typisch in Oberschwaben, im Schwäbischen Wald, im Nordschwarzwald, zum Teil im Hohenlohischen sowie auf der Ulmer Alb, liegt der geschlossene, höchstens in wenige Blöcke aufgeteilte Besitz beim Hof.

Diese Verhältnisse beeinflussten auch die **Sozialstruktur** und die **Dorfform**. In Anerbengebieten sind die Dörfer weiter und größer angelegt; das soziale Gefälle vom wohlhabenden Bauern zum Tagelöhner ist ausgeprägt. In Realteilungsgebieten stehen die Häuser in den Dörfern wegen der Aufteilung der ursprünglich großen Höfe in eine Vielzahl von kleinen Betrieben gedrängter zusammen; die Sozialstruktur ist ausgeglichener.

Auf der Schwäbischen Alb nahm die Realteilung besonders seit Beginn des 19. Jahrhunderts zu. Hatte zum Beispiel ein Hof um 1800 etwa 38 Hektar, so liegt er heute bei etwa 10 - 13 Hektar mit 50 - 80 verschiedenen Ackerstücken. Durch eine Flurbereinigung will man nun die starke Zersplitterung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes und die unwirtschaftlichen Grundstücksformen reformieren. Maßnahmen wie Zusammenlegung von Feldern, Aussiedlung von Betrie-

ben, Verbesserung des Wegenetzes, parallele Begrenzung der Felder zielen auf eine rationelle Bewirtschaftung ab. Viele der zahlreichen Kleinbetriebe unter etwa 8 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche aber sind heute kaum lebensfähig. Die günstigsten Aussichten für die nächste Zukunft dürfte der gut mechanisierte 20 - 30 Hektar große Familienbetrieb haben.

Hinsichtlich der **Mechanisierung** sind in den letzten Jahren viele Fortschritte erzielt worden.

Um 1700 umfaßte der ganze Gerätebestand eines Hofes auf der Alb: Holzpflug, Holzegge, eine oder zwei Wagen, einige Handgeräte wie hölzerne Gabeln und Rechen, Sicheln und Dreschflügel und einiges mehr. Heute hat der Traktor das Pferd verdrängt und zahlreiche mechanische Vorrichtungen ersetzen das Handgerät mehr und mehr.